

Werner Wien

Wer hat Angst



vorm



bösen Wort?



Die vier Sprecher
der Schallplattenfassung:
Tilly Lauenstein
und Hans Schnitzer (oben),
Günter Lamprecht und
Loni von Friedl (unten)

Eilig, nämlich noch bevor mit Elisabeth Taylor in der Rolle der Martha die Filmversion von Edward Albees dramatischen Sensationserfolg „Wer hat Angst vor Virginia Woolf?“ über die weißen Wände der Welt laufen wird, hat Columbia Broadcasting System dieses Stück auf Schallplatten festgehalten, in der Überzeugung, hier sei die Seele der Zeit exemplarisch beim Wort genommen, mehr noch, hier sei Psychoanalyse zur Dichtung geformt, die sich selbst befragt und selbst beantwortet, also für sich selbst spricht.

Was ist der Inhalt dieses Stückes? Wer sich in Deutschlands Standardwerk über das „Drama zwischen Shaw und Brecht“ von Siegfried Melchinger rasch informieren will, liest dort: „Der Titel hat keine symbolische Bedeutung. Ein Professor treibt durch seine Methode der seelischen Ausforschung, die schließlich für das Gegenüber zur Qual wird, seine Frau in die Arme eines Kollegen. Welt-erfolg.“ Sagen wir es gleich, diese Information ist falsch, bis auf das eine Wort „Welt-erfolg“. Und über dieses letzte Wort hat der Autor Albee sich — die CBS hat der Platteneinspielung seines Werkes ein recht instruktives Programmheft beigegeben — halb erfreut und halb erschrocken voller Skepsis geäußert. Er meint, das Werk werde doch wohl überschätzt. Man hat aber nun allerdings zu lesen bekommen, daß der Triumph des aufregenden Bühnenwerkes faktisch allerorten volle Häuser macht. Und so ist man denn, sofern man nicht schon eine Aufführung miterlebt hat, hinreichend gespannt, was die vier Langspielplatten der neuen deutschen Produktion uns bescheren. Eine Lust? Eine Qual? Den psychologischen Strip-tease der großen Leere, die Hölle also, oder das Freischlagen einer Hoffnung, eine bereinigende Lehre, die vielleicht nicht gerade den Himmel anbietet, aber dennoch einen Standort auf der Erde?

Albees Stück ist ein Kammerspiel, ein pausenloses Interieurstück, das in der Wohnung eines kleinen Collegeprofessors mit Vor-

Edward Albee: Wer hat Angst vor Virginia Woolf? Deutsch von Pin-kas Braun; Regie: Walther Richter
CBS 62 381/84, 72,— DM

namen George und seiner Frau Martha nach einer akademischen Party nachts um zwei beginnt und im Morgengrauen endet, im Grauen des Morgens. Zwei weitere Personen, ein jüngerer Collegedozent namens Nick und seine dümmliche, lebensscheue Frau Putzi, vervollständigen das Quartett, das schrill mit ihren vier Stimmen nervös, über-nächtigt, halb alkoholverglast ein paar Stunden lang etwas „dahermusiziert“, was den Hörer zuerst völlig verwirrt, ja konsterniert macht. Es geht nämlich von Anfang an sehr gereizt zu, böse, verletzend, bloßstellend bis zum äußersten. Was wird bloßgestellt? Jeder einzelne dieser vier wird um seine Illu-sionen gebracht, um seine Lebenslügen. In sogenannten „Gesellschaftsspielen“ — „Der gebeutelte Hausherr“, „Die Gästefalle“, „Das Hausfrauenschänderspiel“ und „Wie sag ich's meinem Kinde“ — machen sie sich untereinander alle fertig, ebenso sadistisch wie masochistisch; indem sie sich belauern, aufgeilen, verhöhnen, grinsend und schluch-zend bis in die letzte Trieb-schicht enthüllen, holen sie das Verborgenste an Verdrängtem aus dem anderen heraus: Nick und Putzi, der Theoretiker der Biologie mit seiner rei-chen Frau, die zum armen Nichts permanen-ter Abtreibungen geworden ist, George und Martha nach 23 Ehejahren voller Enttäus-chungen, Folter der Vorwürfe und Flucht in den Suff, geklammert an die letzte Illu-sion eines erträumten, jedoch nie wirklich zur Welt gebrachten Sohnes, eines gespen-stischen Wunschkinde, das im Finale des Desillusionierungsprozesses gemordet wird,

damit die Seele keine Ausflüchte mehr hat — so verstümmen sie alle vier zuletzt, nackt und vertrieben aus dem Paradies ihrer Lügen. Und was bleibt? Zwei müde, wunde, im wüsten Kahlschlag einsame, nur eben doch aufeinander angewiesene Menschen versuchen es mit der Ehrlichkeit, mit der fröstelnden Morgenahnung der Güte. Man muß freilich dieses schlimme Nachtstück, in dem alles über die perversierten Lebenstribe des modernen Menschen zur Sprache kommt, mehr noch: zum Geschrei, zum Gebrüll, zum teuflischen Gelächter, bis auf diese drei letzten Spielminuten hin zu Ende hören, um zu begreifen, daß dieses Stück sich nicht in der seelischen Grausamkeit gefällt, sondern den Teufel mit Beelzebub austreibt, bis die vox humana ganz leise wieder ihre Stimme erhebt. Natürlich, einige Bühneneffekte, den makabren Spaß Georges, seine Frau Martha, die ihn vor den Gästen bis auf den Grund schlecht macht, mit einem Spielgewehr abzuschießen, aus dem ein sanfter, japanischer Schirm statt der tödlichen Kugel kommt, oder der Reiztanz Marthas mit Nick oder die optische Schrecksekunde, wenn durch den Spalt der Wohnungstür nur eine Hand mit einem Blumenstrauß erscheint, Blumen, die dann auf Marthas Verblühen, vielleicht aber auch schon auf die imaginäre Leiche des Wunschkindes geworfen werden sollen, solche mimischen Pointen muß das Hördrama überspielen, um so intensiver gilt und trifft daher jedes Wort, grausam gezielt, Satz um Satz auf die Endsätze ausgerichtet, auf den Entsatz, auf die Katharsis der Seelen. Dieses Stück kommt ja nicht zufällig aus den USA, dem Lande der Psychocouch als säkularisiertem Beichtstuhl, der Therapie der Tiefenenthüllung. Darauf also muß man gefaßt sein und es durchstehen können, wenn man diese Platten hört.

Für die deutsche Wiedergabe, die die raffiniert brutale und kluge Übersetzung von Pinkas Braun (erschienen in der Fischer Bücherei Nr. 541) verwendete, hat CBS das Werk Walther Richter als Regisseur anvertraut, der fast nichts vom Text, nur einige

Amerikanismen oder sexuelle Überdeutlichkeiten strich, aber, um mit acht Plattenseiten auszukommen, das Tempo und damit den Hörer strapaziert hat. Die deutsche Besetzung ist hochinteressant, zumindest was den George von Hans Söhnker anbelangt, der mit schmerzdurchbeibter Eleganz, ein freiwilliger Dummer August der Party, noch in der größtenteils Erniedrigung geistig souverän bleibt, und die Martha der Tilly Lauenstein. Dieses versoffene, gehässige, das ganze Elend ihres enttäuschten Frauenlebens mit röhrendem Triumphgedröhn tückisch überkompensierende Weibstück verlangt von der Sprecherin die schier übermenschliche Kunst der ständig ein ganz kleines bißchen falschen Töne. Mitunter setzt sich die Lauenstein freilich immer noch zu eindeutig in Positur; da knallt sie ihre Gemeinheiten hin, als kämen sie aus vitaler Fülle und nicht aus vitaler Not. Aber es gibt Augenblicke bei ihr, zumal bei dem Schmerzensaufschrei des letzten „Nein“ gegen die Ermordung ihres Traumes vom Sohn, da wird einem jählings klar, aus welchem Stoff von Wort Albees Stück gemacht ist. Hier reden ja eigentlich nicht Party-Leute Konversation, hier entbinden Menschen ihr Unterbewußtes mittels des kalten Instrumentes von Worten. Nick und Putzi (Günter Lamprecht und die junge Wienerin Loni von Friedl), Partner einer pro-forma-Ehe, aber erst noch — und vielleicht bekehrbar — in den Anfangsrunden des entsetzlichen Endspiels, das George und Martha vor ihnen in Szene setzen, bleiben sinngemäß „natürlicher“ in der Sprechform, mögen auch das Mäuschenpiepsen der törichteren Putzi und ihr ewiges weinerliches Cognakgurgeln schon enthüllen, daß da ebenfalls ein Mensch nicht mehr er selber ist, eine durch immer neue Aborte ausgehöhlte Puppe. Walther Richter hat dieses Ensemble ziemlich fest in der Hand. Aber wenn alle in Lachen ausbrechen, dann ist es kein hektisches, überdrehtes, entmenshtes Lachen, sondern ein viel zu gesundes Tutli. Auch das Gelächter mußte „unrecht“ sein, nicht prasselnd auf Einsatz kommen. In Albees Stück geht

nichts glatt von den Lippen, entweder werden von dem verbrauchten Ehepaar die sadistischen Paradenummern „abgezogen“, daß sie in ihrer routinierten Abgeschmacktheit den anderen „ankotzen“, oder es wird in dem Abgrund der Verzweiflung nach einem neuen verheerenden Ausbruch gestochert; im Originaltext des Stückes ist deshalb vor manchem Satz eine lange Pause vorgeschrieben, der Krampf vor der Schwerkgeburt eines neuen monströsen Wortes. Hier liegen kleine Versäumnisse der Regie. Doch die sonderbare Faszination von Albees modernem Verhältnis zur Sprache teilt sich durch diese Plattenaufnahme aufregend genug mit. Obwohl da jeder scheinbar und auf schonungsloseste Art das Letzte aus sich herauschreit, steht doch keiner in der Sprache, um das versteckte Trauma in sich damit zu verteidigen, abzuschirmen, den Aggressor auf die Matte zu legen. So direkt sich alles gibt, so verzerrt, um nicht zu sagen verfremdet in eine aufgesetzte, in unheimlichstem Sinn parodistische Tonart ist jedes Wort. Das ist eben denn doch kein Strindberg der Jahrhundertwende mehr, wie man Albee vorgeworfen hat, sondern hier haben wir das Exempel der Selbstentfremdung des Menschen von der Sprache, ein Phänomen aus der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts.

Mancher Hörer wird sagen: Und sowas soll ich mir bis zu Ende anhören? Das ist ja einfach schrecklich! Der Käufer der Platten sei sogar ermutigt, sich dieses Endspiel der Worte um die verlorene Seele mehrmals bis zu Ende anzuhören. Wer hat Angst vorm bösen Wort? Nur der, der sich vor dem äußersten Zerreden und Zerschneiden unserer Sprache fürchtet, die ihm hier vorerexerziert wird, damit der Anfang wieder vernommen wird, die neue zögernde Erkenntnis des einsilbigen Gesprächs zwischen Menschen, die nur nein sagen und ja.

Und deshalb eben auch so viele Worte zur Interpretation eines kaum vergleichbaren Ereignisses im Bereich der Sprechschallplatte, die Aufforderung: anhören, durchhören, hindurchhören.

Kleiner Notenwechsel zum Thema *Schwabing zwischen sex & sechs*

Lieber Herr Burg,

wenn mich nicht alles täuscht, wohnen Sie in Schwabing, Münchens vielgerühmtem Musen-Stadtteil, aus dessen Nachtleben die neue Extra-Produktion der Electrola (Schwabing zwischen sex & sechs, STE 83 584, 18,— DM) eine Reihe von akustischen Schnappschüssen eingefangen hat. Wie wär's, würden Sie die Platte für das fono forum besprechen?

Viele Grüße

Ihr
Harden

Lieber Herr Harden,

Sie haben mir diesen Diskus zugeschickt und meinen, ich sei der Richtige, darüber etwas zu sagen: es handle sich um einen Schwabinger Diskus, und schließlich sei ich ein Schwabinger, zumindest lebte ich in diesem Vorort von München und aller sechsten und siebenten Himmel.

Wohlan — ich habe dieses Schwabing vor der Tür, unter meinem Fenster. Für gewöhnlich heißt das nichts anderes, als daß ich es verschlossen halten muß. Denn die Pest auf Rädern, die pausenlos durch die Straße fährt, macht einen infernalischen Lärm. Es ist die Haimhauser Straße, und nur durch sie gelangt der fahrbare Untersatz zur Badewanne und zur Mutti Bräu, zur Hängematte

und zur Lach- und Schießgesellschaft, zur Scotch-Kneipe und zum Occam-Kino, zum Heuboden und zur Gisela, nach Schwabing also. Das Haus, in dem ich wohne, gleicht nachts — mitten in Schwabing — einem Totenhaus. Es wohnen da (außer mir) lauter arbeitsame Menschen, die früh zu Bett gehen und zwischen sex und sechs den Schlaf des Gerechten schlafen. So sind sie mir vertraute und ermutigende Stimmen geworden, diese krachenden Rowdy-Kräder und brüllenden Playboy-Kompressoren, die schlagenden Türen und heulenden Hupen — sie behaupten sich so erfolgreich gegen die Angstgespenster, die neben nächtlichen Schreibmaschinen sitzen. Und man hört ein



Gelächter von der Straße (manchmal ist es ein wüstes Gebrüll), und der Mond ist ganz dünn, wie ein Penny, der schon abgegriffen ist. Und so manche flüstert es: „Vergiß mich nicht, Mac, in den fremden Städten —.“ Dann steht sie vielleicht unter einer der Schwabinger Laternen, deren es in den abgeschiedenen Gassen noch ein paar gibt. Sie leuchten still und friedlich und sind ein Stück andere Heimat.

„Schwabinger Laternen“ — es war vielleicht der Gisela Jonas größter Glücksfall, daß sie an dieses Liedchen geriet, das ganz und gar zur Schwabinger Traummelodie geworden ist. Freilich mußte sie auch von einer Gisela gesungen werden, so dunkeltönig und verräuchert, so heiser und voll ferner Sehnsucht. So betörend, wie Sie es auf dieser Schwabinger Drehscheibe hören, die damit faszinierend beginnt und Sie, ob Sie wollen oder nicht, damit leicht schwabingschwach entläßt. Zudem vorher auch noch Renata Calani sehr lieb die lächelnde Story vom Traumstadengel erzählt (— geht mit weißem Hemd und Flügeln... und er bringt hier in der Traumstadt sein Reservemund zum Bügeln...). Und er selber, der Traumstadt-Bürgermeister Peter Paul Althaus — sein schönstes Gedicht sagte: In der Traumstadt ist ein Lächeln stehn geblieben (— und du weißt, wem es gegolten und gehört). Peter Paul Althaus, der auch das böse Wort geschrieben hat: Früher hatte Schwabing ein Gesicht; jetzt hat es eine Visage.

Schrag gegenüber von Gisela, so kündigt der Taschentext, träumen wir im „Leierkasten“, bei echten Beatniks, dem Ende der ersten Plattenseite entgegen. Wie schön, hier an Ort und Stelle geht es nicht mehr — da hat der „Leierkasten“ dem „Schwabingchen“ Platz gemacht. So genannt und ausgerichtet nach der Reißbrettkonstruktion eines Sexy-Girls, das, Sexy-Witziges illustrierend, zur täglichen Spalte des Boulevardblattes geworden ist. Das echte, das bezaubernde Schwabingchen finde Sie, das süß Versteinte, ein paar Schritte weiter am Wedekindbrunnen. Dort sitzt es rührend und mit Lyra über dem eingemeißelten, grüblerischen Wedekindwort: „Seltsam sind des Glückes Launen, wie kein Hirn sie noch ersann; daß ich meist vor lauter Staunen lachen nicht noch weinen kann.“ Ja, und ebenda, auf dem kleinen Platz mit den paar Bänken und Bäumen und dem leisen Brunnenrauschen, inmitten dieses winzigen Stückes Romantik, da hausen sie in der Tat, die „echten“ Beatniks. Da lungern sie herum, tageln, tagaus, die Christusköpfe und Apostelbärte. Mit ihren ständigen Begleiterinnen, die so ausschauen, wie der Mann aus Unterhaching sich das schiere Laster denkt. Beneidenswerter Mann! Sie knutschen ein wenig, klimpern ein wenig auf ihren Gitarren herum und starren meist trostlos ins Jahr Fünftausend. Bei Regen

unterm nächsten Baugeüst. Ihr Inventar liegt in armseligen Bündeln herum: dazwischen stehen die leeren Bierflaschen, ist der Platz mit Zigarettenstummeln übersät. Schwabing lächelt. Auch sie gehören dazu (die Werbung weiß sie zu schätzen). Nur eines sollten sie tun, meint man — sich gelegentlich auch mal waschen.

Haben Sie je die heure bleu am Boulevard Leopold erlebt? Wenn noch der Abendhimmel über dem Siegestor flammt und schon die Symphonie fantastique aus Neon, Nepp und Nylon ihr magisches Rad zu drehen beginnt? Wenn, im Kerzenschimmer, Schwabinger Kunst massenhaft auf Wascheleinen gespannt ist: der „Ortsteil“ und „Zustand“ Schwabing, die „Liebesinsel von München“, das „aufregende Vergnügungsviertel“ in abendliche Aktion treten (— wie spielend die Obrigkeit damit fertig wird, das



Verruchtheit naturell:
Schwabings Gisela Jonas und Will Höhne

haben übrigens die Heldeneskorten der Polizei denkwürdig dargetan)? Wie herrlich ist diese Schwabinger heure bleu! Und ihre nachtsamte, heiße Stimme heißt Maria Morales. Wenn gleich sie hier herzige Dreigroschenphilosophie zum besten gibt und den für diese Stunde falschen Rhythmus hat — sie ist die Stimme. Die von Elfie Pertramer hingegen ist nicht Schwabings, sondern Münchens Stimme. Eine der heiteren und gescheiten, waschechten und unverblühten Stimmen Münchens. Elfie Pertramer, Gschpusi im Nerz, Lady im Dirndl — wie sie in „Piccadilly 91725“ auf verrucht macht, das ist ein virtuoser Spaß, das zieht die Angelegenheit augenzwinkernd köstlich durch den Kakao. Aber wenn drei dasselbe sagen wollen, ist es mitnichten dasselbe. Die „Drei Lausbuben“ von der „Rutsch'n“ näm-

lich: Ihre Zweideutigkeiten lassen an Eindeutigkeit nichts zu wünschen übrig — leider auch nichts an parterrem Geschmack. Und wenn Sie da zu „tränentreibendem Lachen“ und „intensiver Zwerchfellmassage“ getrieben werden sollen, hat vielleicht was mit Ottakring zu tun, mit Schwabing nicht. Ich weiß nicht, ob Schwabing der „Unterleib von München“ ist, ich zweifle sehr daran. Ein Ziegenstall für das Gemecker alter Böcke ist es bestimmt nicht. Zwischen sex und sechs sind da die Bräuche so frei, sich nicht schmutzig zu verstecken — sie haben den Stil, der sich zeigen kann. Und der Novak läßt sie nicht verkommen. Der Gisela „Verruchtheit“ ist Witz, Als-Ob-Traum, Fassung. Daran kann die Dame Jonas weder der Staatsanwalt noch der Schwabinger Kulturpreis hindern. Schon seit zwölf Jahren nicht. Wand an Wand mit ihr spielt ein Hinterhofkino Tag für Tag der Welt beste Filme. Drei Häuser um die Ecke lachen die Schiesser und schießen die Lacher scharf: aus Schwabing ein politisch Lied, und man vernimmt's heut allerorten.

Was das mit der „Extra-Produktion“ zu tun hat? Ach, es wird da zuweilen ein wenig zu billig „auf Schwabing“ gemacht, etwas obenhin die Touristenrunde der Illusionen absolviert, der Sekt ein wenig zu beflissen „aus den Eimern gesoffen“ — gegen soviel hurtige Schwabingerei bin ich ein bißchen allergisch. Aber sie gehören wohl dennoch alle dazu: die Pusztageige von Toki Horvath, die Jazzdrums von Freddy Brocksieper, der „Fendilator“ (den inzwischen eine innere Zementsäule nicht mehr ertrug), Höhnes „Pferdestall“ (im Haus der Lola Montez, das einst das „studio 15“ war und demnächst der Universitätsmensa weichen wird), die Balalaika-Beatniks und Ethel Reschkes strapaziöse Anstrengungen, antiquiertes Kabarett zu machen. Und irgendwo wird sich vielleicht sogar der Cover-Nackedei auffinden lassen, der — ausgerechnet in Schwabing — den Hofbräuhaus-Maßkrug präsentiert...

Es wäre schön, kämen Sie nächsten mal nach Schwabing, gerade wenn's jetzt Winter wird. Da kann es geschehen, daß die alten Gassen, nur ein paar Schritte entfernt vom Trubel des Betriebs, tief verschneit sind und so lautlos, als hielten sie feierlich den Atem an. Dann sehen Sie sie, die Schwabinger Laternen. Sie hat eine dicke Schneehaube auf, und ihr stilles Licht leuchtet tröstlich: sie „verläßt dich und verläschet nie“. Nachher, zu Hause, können wir dann ja diese Platte auflegen und das „Herz von Schwabylon“, die Traumstadtmelodie vernehmen — mit dieser Stimme aus Whisky, Rauch und Sehnsucht, die sie singt wie keine andere.

Bis dahin grüßt Sie freundlich

Ihr
To Burg